



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Stefan George und Rainer Maria Rilke

Kawerau, Siegfried

Berlin, 1914

5. Menschliches

urn:nbn:de:hbz:466:1-33667

5. Menschliches.

Fast unmerklich vollzieht sich der Übergang von diesen schicksalschweren Dingen zu dem dinghaften Wesen menschlicher Zustände, besonders zu den Armen und Elenden:

„Sie sind so still, fast gleichen sie den Dingen.“

(Stundenbuch, 1903.)

Einst fühlte sich der Dichter selber wie vom Leben verworfen unter die Schar der Ausgestoßenen, es erwuchs eine Vertraulichkeit zwischen jenen und ihm, die ihn wie Übergroßes zerbrach:

„Ich war zerstreut an Widersacher;
in Stücken war verteilt mein Ich . . .
In Höfen hab ich mich gesammelt
aus Abfall und aus altem Glas.“

(Stundenbuch, 1901) bis er sich aufbaute zu neuem Leben: „es sind gewisse Unterschiede da, die mich von den Menschen mehr als alles Bisherige abtrennen.“ Was waren das für Verstoßene des Lebens, zu denen Malte herabzugleiten drohte? „Es sind Abfälle, Schalen von Menschen, die das Schicksal ausgespieen hat. Feucht vom Speichel des Schicksals kleben sie an einer Mauer, an einer Laterne, an einer Plakatsäule.“ Und es verfolgt ihn eine Alte mit seltsamen Gebärden, und eine graue kleine Frau gibt ihm wunderliche Zeichen wie einem Eingeweihten:

„Abends manchmal (weißt du, wie das tut?)
wenn sie plötzlich stehen und rückwärts nicken

und ein Lächeln, wie aus lauter Flicken,
zeigen unter ihrem halben Hut.“

(1908, N. G., Eine von den Alten.)

„Dann gibt es diese verblichenen, alternden Mädchen, die sich fortwährend ohne Widerstand hinüberlassen, starke, im innersten ungebrauchte, die nie geliebt worden sind.“

„Die Menge drängt und denkt nicht, sie zu schonen, obwohl sie etwas zögernd sind und schwach, — nur scheue Hunde, welche nirgends wohnen, gehn ihnen leise eine Weile nach.“

(Stundenbuch, 1903.)

Es möchte manchen geben, der vielleicht auf Grund solcher Äußerungen einen Vergleich zu Dehmel ziehen möchte oder andern „sozialen“ Dichtern. Ja, es könnte ihn einer zu einem zweiten Jesus machen wollen, wenn er liest: „Es kommt mir vor, als wäre das das Entscheidende: ob einer es über sich bringt, sich zu den Ausfägigen zu legen und ihn zu erwärmen mit der Herzwärme der Liebesnächte, das kann nicht anders als gut ausgehen.“ Aber nein, er sagt es dann selber: „Und doch, ich weiß, wenn einer nun versuchte, sie lieb zu haben (diese verblichenen Mädchen), so wären sie schwer an ihm wie Zuweitgegangene, die aufhören zu gehn. Ich glaube, nur Jesus ertrüge sie, ... aber ihm liegt nichts an ihnen. Nur die Liebenden verführen ihn.“

Ehe wir diese Frage nach dem „sozialen“ Gedanken entscheiden, ist noch der Fülle ähnlicher Stoffe und Gestalten zu gedenken, die gewiß bei Rilke häufig sind.

Da sind die Bettler: „Manchmal gebe ich ihnen

zwei Sous und zittere, sie könnten sie abweisen," denn die Bettler sind das Dauernde vor dem Fremden:

„Sie verkaufen
das Hohle aus ihrer Hand...
Es zergeht in ihren zerrührten
Augen sein fremdes Gesicht;
und sie freuen sich des Verführten
und speien, wenn er spricht.“

(1908, N. G., Der Bettler.)

Wie wird im Stundenbuch (1903) die Armut ge-
feiert: die Füße, die Hände, der Mund, die Stimme
der Armen, ihr Schlafen, ihr Leib, ihr Ausharren.
Und wie wird Gott gefunden in der Armut!

„Du aber bist der tiefste Mittellose,
der Bettler mit verborgenem Gesicht.“

Ich erinnere ferner an „Die Stimmen“ im Buch
der Bilder (1902—1906), an die Lieder des Bettlers,
des Blinden, des Trinkers, des Selbstmörders, der
Witwe, des Idioten, der Waise, des Zwerges, des Aus-
sägigen. Schon im König Bohus in den „Prager
Geschichten“ (1899) ist die Seele eines solchen Abseits-
stehenden einzufangen versucht. Ja, die älteste Novelle
Rilkes, die ich kenne, „Das Christkind“ (1893) zeigt das
Glend und die Seligkeit eines Stiefkinds. Wie wird
nun, in der Stadt des Glends, in Paris, mit klarem
Auge das Los dieser Stiefkinder der Natur erkannt
werden!

Da ist der Mann, der die Vögel füttert: „Wie
ein Leuchter steht er da, der ausbrennt, und leuchtet mit
dem Rest von Docht und ist ganz warm davon und hat

sich nie gerührt.“ Wenn die Zuschauer nicht störten, würde wohl ein Engel kommen und „den alten süßlichen Bissen aus der verkümmerten Hand“ essen.

„Er ist vielleicht das Ding, das immer gleiche, um das von fern die Sternenstunde geht und der Gestirne stiller Mittelpunkt, denn alles um ihn irrt und rinnt und prunkt.“

(Buch der Bilder, 1902—1906, Pont du Carrousel.)

Und dann die Verkrüppelten auf der Straße (wir kennen sie schon aus dem Warteraum), die ihren Armstumpf zeigen, sie, die „wie Ewige“ sind, denn sie erhalten sich geheimnisvoll, sind immer da, in Kälte und in Nebel. Sie vergehen nicht.

„Denn selig sind, die niemals sich entfernten und still im Regen standen ohne Dach.“

(Stundenbuch, 1903.)

Und vor allem die Blinden! Schon in dem ersten Novellenbändchen (1898) begegnen wir ihr, ihr, die so seltsame Stimme trägt wie ein Lied. „Sie sieht andere Schiffe auf einem andern Meer. Sie sieht in eine andere Welt. Darum ist ihre Stimme so.“ Dreimal ist die Blindheit im Buch der Bilder (1902—1906), der blinde Mann auf dem Pont du Carrousel, der von der Frau geführte Blinde, der singt, und schließlich das Gespräch mit der Blinden:

„Meine Blumen werden die Farben verlieren.

Meine Spiegel werden zufrieren.

In meinen Büchern werden die Zeilen verwachsen

... Nichts ist mehr mit mir verbunden.

Ich bin von allem verlassen. — ...

Dann wuchs der Weg zu den Augen zu.“

Wieder kehrt die Erblindete in dem ersten Teil der Neuen Gedichte 1907:

„Sie folgte langsam und sie brauchte lang,
als wäre etwas noch nicht überstiegen;
und doch: als ob nach einem Übergang,
sie nicht mehr gehen würde, sondern fliegen.“

Dann geht der Blinde durch die Gassen von Paris (1908, N. G.):

„Sieh, er geht und unterbricht die Stadt,
die nicht ist auf seiner dunklen Stelle,
wie ein dunkler Sprung durch eine helle
Tasse geht..“

Und nun muß Malte an dem blinden Zeitungsverkäufer am Luxemburg-Garten vorüber. Den blinden Blumenkohlverkäufer, der immer ausschrie, hatten wir schon gesehen. Aber nun erinnert sich Malte des Zeitungsverkäufers und versucht, ihn sich vorzustellen aus der Einbildung: aber er erschöpft sich in der Anstrengung. Später vergleicht er mit dem Gedankenbild: „Ich hatte weder den Neigungswinkel seiner Haltung begriffen gehabt, noch das Entsetzen, mit dem die Innen-seite seiner Lider ihn fortwährend zu erfüllen schien. Ich hatte nie an seinen Mund gedacht, der eingezogen war wie die Öffnung eines Ablaufs. Möglicherweise hatte er Erinnerungen; jetzt aber kam nie mehr etwas zu seiner Seele hinzu als täglich das amorphe Gefühl des Steinrands hinter ihm, an dem seine Hand sich abnutzte.“

Warum führe ich diese verschiedenen Stellen so ausführlich an? (und doch noch längst nicht ausführlich genug!) Wir fragten, ob Rilke aus diesem Erkennen

der Elenden heraus als sozialer Dichter anzusehen sei. Nun gut! Man vergleiche diese Stellen von den Blinden. Zu Anfang, da ist's vom Standpunkt des Sehenden aus gesagt: sie hatte das nicht, was die andern hatten. Das ist die sentimentalische Betrachtung: das Gefühl des Gegenfäßlichen nach dem Urteil der eignen Grenzen. Wie entspricht das jener Mitleidsbetrachtung, die von unten her sieht, vom Menschlichen aus!

„Der Natur furchtbare Stimme siege,
und der Freude Wange werde bleich,
und der heil'gen Sympathie erliege
das Unsterbliche in euch!“

(Schiller: Ideal und Leben.)

Darüber ist der Dichter hinausgewachsen. Nicht, wie viele Erwachsene die Kinder begreifen als unvollkommene Erwachsene, nicht wie das Weib vom Manne beurteilt wird als das ins Schönlich=Lässige transponierte Männliche, nicht also begreift der Dichter die Blinden als die Nicht=Sehenden, sondern: die Kinder sind eine Art für sich, und die Frauen sind eine Art für sich, vielleicht jedes Kind einzeln, jede Frau einzeln, also sind auch die Bettler, die Blinden, die Verkrüppelten eine Art für sich, auch vielleicht jeder einzelne eine Art für sich. Das ist aber nicht „sozial“ gedacht. Das Soziale mißt nach dem Ideale des eignen, besitzenden, heilen Zustandes und empfindet schmerzhaft den Abstand der Geringeren, daraus wird Mitleid, ganz selten auch Kraft zur Abhilfe. Doch das hat nichts mit Kunst zu tun, denn jenes ist Tendenz, Tendenz, die vielleicht mit poetischen Mitteln arbeitet. Ähnliches war früher auch im jungen Rilke vorhanden, als er

seine Lieder noch allen schenkte. Diese Stimmung steigerte sich zu einer ganzen sentimentalen Epoche (wie sie auch Goethe durchlebte), die im Buch der Bilder unter Kämpfen abgeschlossen wurde. Nun ist die Kraft vorhanden, die er im Requiem für Wolf Graf v. Kalckreuth (1909) nennt, die Kraft

„hart sich in die Worte zu verwandeln,
wie sich der Steinmeß einer Kathedrale
verbissen umsetzt in des Steines Gleichmut.“

Das ist weiter nichts als die Ehrfurcht vor dem Seienden, und solche Ehrfurcht des Künstlers macht im landläufigen Sinne unsozial. Das ist die Kraft der Selbstverleugnung, die im letzten Verzicht auf das Urteilen nur begreifen will, nur sehen will. Aber nicht äußerlich sehen, Farbenimpressionen wiedergeben, wie es der junge Rilke tat, sondern seelisch sehen, von dem Zentrum des mystischen Gotteserlebens aus die Schächte und Gänge aufwärts steigen, die an Gottes Oberfläche führen: in das Dingliche und in das Menschliche.

„Und so wie Früchte sahst du auch die Frau'n
und sahst die Kinder so, von innen her
getrieben in die Formen ihres Daseins.“

(Requ., 1909.)

So wird von innen her, vom Sein her begriffen, nicht von außen her, nicht vom Reflex im Auge. Denn auch das Auge Rilkes, so fein es geübt ist, ist nur Organ der Seele geworden und sieht das seelische Erlebnis. Das ist

„daß Anschau,
das nichts begehrt, des großen Künstlers Anschau.“

(Requ. 1909.)

Wie hat sich aber alles verbunden, solches Anschauen zu verwirren. Die durch den Umgang mit den Menschen verdorbenen Dinge haben sich verbunden, um den Heiligen zu zerstreuen. Sind es nicht die gleichen Nöte, die des Schauenden und die des Heiligen? Alles ist gleicherweise verbunden, den Heiligen, der gleich mit Gott anfangen will, und den Schauenden, der erst die lange Arbeit tun will, die uns von Gott trennt, — gleicherweise ist alles verbunden, beide abzulenken.

Da geißelt sich der Heilige, die verdorbenen Dinge, die von den bereiten Sinnen empfangen werden, zu überwinden; aber er überstünde nicht, wenn nicht der Engel hülfe und alles zurück in ihn hineinwürfe.

„Daß er mit Geteufel und Getier
in sich weiterringe wie seit Jahren
und sich Gott, den lange noch nicht klaren
innen aus dem Fäßen destillier.“

(1908, N. G., Die Versuchung.)

„Aber dafür, nach Zeit und Zeit, erfuhr
er auch das Glück, sich in die eignen Hände,
damit er eine Zärtlichkeit empfände,
zu legen wie die ganze Kreatur.“

(1908, N. G., Aus dem Leben eines Heiligen.)

So trägt der „Einsame“

„noch ein letztes, sehnedes Gesicht
in das Nie-zu-Stillende verstoßen.“

(1908, N. G.)

Aber was ist nicht alles bereitet, den Einsamen in das Gewirr hinabzuziehen — Geräusche, Nachbarschaft! Noch tönt die Klage aus dem Stundenbuch:

„Wenn es nur einmal so ganz stille wäre.
Wenn das Zufällige und Ungefährere
verstummte und das nachbarliche Lachen,
wenn das Geräusch, das meine Sinne machen,
mich nicht so sehr verhinderte am Wachen.“ —

(Stundenbuch, 1899.)

Da „rasen elektrische Bahnen läutend durch meine Stube“. Der Lärm der Straße, der Lärm des Hauses, der in der Nacht so viel härter ist in seiner Vereinzlung, alles greift in den Kopf und zerrt. Allein das Rücken zur Ofenglut und die von der Hitze gestraffte Stirnhaut — das genügt, um widerstandslos zu machen. Aber noch nie ist so ergreifend und so aus der Seele aller in der Stille Schaffenden das Klage lied vom Nachbar gesungen:

„Fremde Geige, gehst du mir nach? ...
Warum bin ich immer der Nachbar derer,
die dich bange zwingen zu singen
und zu sagen: das Leben ist schwerer,
als das Schwere von allen Dingen.“

(B. d. Bilder, 1902—1906.)

Der harmloseste Mensch — aber er ist Nachbar. Unwillkürlich horcht man auf seine Regelmäßigkeiten und ebenso auf seine Unregelmäßigkeiten. Und man leiht nicht nur Gedanken, sondern lauterste Willenskraft aus, im Erleben der Nöte des Nachbarn, denen man doch schließlich so völlig hilflos zur Seite steht. Und

selbst die Zeit, dieser letzte Besitz, wird vom Nachbar zur Scheidemünze entwertet und eingewechselt in lauter Kleingeld, das sich so wahnsinnig rasch ausgibt. Das lernt man vom Nachbar — und noch mehr! Welche Ausschweifungen der Phantasie erreicht der Raum des Nachbarn — denn „nur das Zimmer, das man neben sich hat, ist immer ganz anders als man denkt.“ Und wenn dann plötzlich eine Stille eintritt, eine unerwartete, welche Spannung, welche unerhörte Erregung wird dadurch gesteigert bis zur Beruhigung durch das erste Geräusch. In der Kindheit wurde die Stille durch die Mutter verstellt und noch der Erwachsene erlebte am Nachbarn die Beruhigung einer Mutter:

„als ob es nur eine Mutter gäbe...“

(Die Weise von Liebe und Tod, 1899.)

Aber es ist nicht nur die sinnliche Umwelt, „die gereizt, wie sie zu sein pflegt, zu stören versucht, sondern es gibt noch viele andere Versuchungen. Wie ist das z. B. seltsam mit dem Lesen! Eigentlich müßte man nie ein Buch lesen — oder alle; vor und hinter den Büchern ist die Welt heil. Das ist die Ahnung des Kindes, das Wissen des Mannes. Eine doppelte Erfahrung hat der Dichter gemacht; einst war das Lesen eine Erweiterung der Welt:

„Dort draußen ist, was ich hier drinnen lebe
und hier und dort ist alles grenzenlos.“

(B. d. Bilder, 1902—1906.)

Und nun ist das Lesen eine zweite Welt, die hart, fast gewaltsam anstößt an die erste, und die Augen, die in diese zweite Welt getaucht waren, sie stoßen

„an die fertig-volle Welt:
wie stille Kinder, die allein gespielt,
auf einmal das Vorhandene erfahren.“

(1908, N. G.)

Es gibt Augen, die schauen in die Welt der Bücher ihre Welt hinein: „als würden die Seiten immer voller...“, und es gibt Bücher, über denen viel Wichtiges versäumt wird: der Sommer und die Liebe und wer auffah, „konnte nicht begreifen, wie man es über sich brachte, so viel Welt zu versäumen.“

Und wie hieß es einst von Harald Malcorn, der die Nächte hindurch las? „Er lebt zwei Leben. Eins nach vorn und eines tief zurück in die Vergangenheit. Das macht ihn so — so breit...“ (Die Letzten, 1902.) Auch Malte hat wohl Zeiten gehabt, wo ihn eine Lesewut überfiel, aber so plötzlich sie kam, so plötzlich war sie vorbei. Und schließlich gesteht er: „So ist es mir klar geworden, daß ich nie ein richtiger Leser war,“ und an einer andern Stelle spricht er: „von Büchern, die doch schließlich nicht das Leben sind“. In diesem Geständnis liegt die Tatsache, daß er nie völlig der Versuchung des Lesens unterlag. Denn das ist die Gefahr des Lesens: sich zu spalten, die Umwelt der Dinge als unwirklicher anzusehen als die Welt der Einbildungen. Für den Schauenden ist die Gefahr überwunden, er sieht mit dem gleichen nehmenden und bildenden Blick die Dinge und die Bücher, die doch auch Dinge sind und deren Sinn dinghaft ist. Denn darin sind sie so eigen, daß sie dauern, daß sie, kaum aus der Hand des Dichters, ein eigenes Leben für sich haben, das manchmal (oder immer?) gar nicht gemeint war.

Darum kann man von den Büchern das Gleiche sagen, als wenn ich sage: Dinge. „Indem ich das ausspreche (hören Sie?) entsteht eine Stille; die Stille, die um die Dinge ist. Alle Bewegung legt sich, wird Kontur, und aus vergangener und künftiger Zeit schließt sich ein Dauerndes: der Raum, die große Beruhigung der zu nichts gedrängten Dinge.“

So spricht Rilke in dem Vortrag über Rodin, einleitend und Raum schaffend für den Meister. Wie kommt es, daß Rilke von Rodin aussagt, was eindeutig auch auf seine Kunst paßt? Wie kommt es, daß Rodin und Rilke Freunde waren? A mon grand ami Auguste Rodin steht 1908 vor den neuen Gedichten.

Ist hier nicht eine jener Künstlerfreundschaften, wie sie zum Glück der Welt immer wiederkehren? Und nun ein Meister am Marmor und ein Meister am Wort. Und beide schaffen Dinge. Denn auch Rilkes Worte fügen sich wie Steine zu Domen, zu dauernden Bindungen.

Und ich weiß es nur aus dieser Gemeinschaft ganz deutlich zu machen, wenn auch einiges aus der Kindheit schon hinführt: daß Rilke so die Maske im Leben erkannte. Wenn es von Rodins Porträtschaffen heißt:

„Er gibt nicht dem ersten Eindruck recht und nicht dem zweiten und von allen nächsten keinem. Er beobachtet und notiert. Er notiert Bewegungen, die keines Wortes wert sind, Wendungen und Halbwendungen, vierzig Verkürzungen und achtzig Profile.“
Wenn Rilke vom Maler sagt:

„Sechszunddreißigmal und hundertmal
hat der Maler jenen Berg geschrieben,
weggerissen, wieder hingetrieben
(sechszunddreißigmal und hundertmal)
zu dem unbegreiflichen Vulkane
selig, voll Versuchung, ohne Rat. —“

(1908, N. G., Der Berg.)

So hat Rilke an ähnlichen Studien gelernt zu unterscheiden: die tägliche Maske vom ewigen Kern. „Andere Leute setzen unheimlich schnell ihre Gesichter auf, eins nach dem andern, und tragen sie ab. Es scheint ihnen zuerst, sie hätten für immer, aber sie sind kaum vierzig: da ist schon das letzte.“

Und dann erlebt er's: er sieht das Gesichtlose, den Kern. „Die Frau erschrak und hob sich aus sich ab, zu schnell, zu heftig, sodaß das Gesicht in den zwei Händen blieb. . . . Mir graute, ein Gesicht von innen zu sehen, aber ich fürchtete mich doch noch viel mehr vor dem bloßen wunden Kopf ohne Gesicht.“

Das ist die Lebensbühne und wir erschrecken, einen außer seiner Rolle zu sehen. —

„Wir spielen weiter. Bang und schwer Erlerntes
hersagend und Gebärden dann und wann
aufhebend.“

(1907, N. G., Todes-Erfahrung.)

Das stammt aus einer der schwersten Erfahrungen, die Malte als Kind macht. Er gerät über Schränke alter Gewänder und voller Maskenzeug. Da steht er vor dem Spiegel und lernt, wie sehr die Maske den Menschen in Gebärden, Rede und Gang bestimmt.

„Meine Hand, über die die Spitzenmanschette fiel und wieder fiel, war durchaus nicht meine gewöhnliche Hand; sie bewegte sie wie ein Akteur, ja, ich möchte sagen, sie sah sich selber zu, so übertrieben das auch klingt.“

Wie wird da vorbereitet, was ihm später an Rodin klar wird: „Eine Hand, die sich auf eines andern Schulter oder Schenkel legt, gehört nicht mehr ganz zu dem Körper, von dem sie kam: aus ihr und dem Gegenstand, den sie berührt oder packt, entsteht ein neues Ding, ein Ding mehr, das keinen Namen hat und niemandem gehört.“

Bis dann den Einsamen die Gefahr überwältigt (fast wie den Lesenden): er ist in der phantastischen Maske in der Welt der großen Gebärden — da fällt hinter ihm etwas. Und nun verwirrt den um Abhilfe Bemühten seine Maskerade. Im Eifer und in der Erregung verwickelt er sich immer fester hinein, er kommt in Wut und Angst, er stürzt hinaus, er findet nicht zurecht: die Hausgenossen halten alles für Spiel, selbst seine knieende, flehende Haltung — bis er wie tot umfällt und man den Besinnungslosen herausnimmt.

„Noch ist die Welt voll Rollen, die wir spielen.“

(1907, N. G., Todes-Erfahrung.)

„Und so gehen wir herum, ein Gespött und eine Hälfte: weder Seiende noch Schauspieler.“

Da ist andererseits die große Schauspielerin (die Duse, vergl. Rilke: Rodin S. 27), der das ein Beruf wurde, „eine Verkleidung, dicht und dauernd genug, um hinter ihr rückhaltlos elend zu sein.“ Aber man

gafft hinter ihre Vermummung und will sie nicht gelten lassen. Da tritt eine Wendung ein, „es kam dich an, du selber zu sein.“ Und wie sie sich steigerte zu einer vollen Wirklichkeit — „da brachen sie schon in Beifall aus in ihrer Angst vor dem Äußersten —“, sie aber wurde wirklich wie das Sterben:

„Da brach in diese Bühne
ein Streifen Wirklichkeit...
Grün wirklicher Grüne,
wirklicher Sonnenschein, wirklicher Wald.“

(1907, N. G., Todes-Erfahrung.)

Ist es nicht eine Erinnerung an dies Wirkliche, das die jungen Mädchen veranlaßt, von Hause fortzugehen? „Sie haben immer gefühlt, daß es dies gegeben hat, solch ein leises Leben langsamer, nie ganz aufgeklärter Gebärden, und sie erinnern sich dunkel, daß sie sogar eine Zeitlang meinten, es würde ihr Leben sein.“ Sie sind erwacht aus ihrem Kindsein:

„Plötzlich bin ich wie verstoßen
und zu einem Übergroßen
wird mir diese Einsamkeit,
wenn, auf meiner Brüste Hügel
stehend, mein Gefühl nach Flügeln
oder einem Ende schreit.“

(1907, N. G., Mädchenklage.)

Das sind die Mädchenjahre, wo der Schlaf so leicht ist, „Schlaf war etwas, was mit einem stieg, und von Zeit zu Zeit hatte man die Augen offen und lag auf einer neuen Oberfläche, die noch lange nicht die oberste war.“

Es gibt vielleicht keinen lebenden Dichter, der ein solches Verstehen der Mädchen besitzt, wie Rilke. Und das hat seine Erklärung in der einfachen Tatsache, daß er die Mädchen nicht anschaut vom Männlichen aus, sondern jedes als eine Art für sich. Ich habe bei der Frage, ob Rilke ein sozialer Dichter sei, von der Art seines „objektiven“ Schaffens gesprochen. Es genügt, daran zu erinnern. Aber warum wirkt das so neu, so unaufgeklärt und beispiellos neu? Weil das noch niemand heute versucht hat, und weil die Mädchen heute selber verwirrt sind. „Sie sind ganz nahe daran, sich aufzugeben und so von sich zu denken, wie Männer etwa von ihnen reden könnten, wenn sie nicht da sind.“

Wem tönt nicht noch das Lied im Ohr, das Lou Andreas Salome im „Zwischenlande“ anführt, das Rilkesche Lied aus dem Büchlein „Mir zur Feier“ (1899).

„Ich war ein Kind und träumte viel
und hatte noch nicht Mai — —“

Und ebendort blühen die „Lieder der Mädchen“:

„Denn das Licht, darin sie leben,
ist ein großes Gnadegeben —“

Und darein ranken sich die „Gebete der Mädchen zur Maria“:

„Du hast ja dieses Mädchenweh
der Seele selbst erkannt: .
sie fühlt sich an wie Weihnachtsschnee
und steht doch ganz in Brand“

Zum Schluß heißt es dann:

„O, laß mich Leid von deinem Leide,
o, laß uns beide
wund von demselben Wunder sein!“

Kühler, und doch vielleicht im Grunde verstehender, wird dann im Buch der Bilder (1902—1906) gesungen von den Mädchen:

„Aus ihrem Leben geht jede Tür
in einen Dichter
und in die Welt.“

„Mädchen, Dichter sind, die von euch lernen,
daß zu sagen, was ihr einsam seid...“

Und so hat der Dichter von ihnen gelernt und schafft nun in den Aufzeichnungen des „Malte“ Raum um die großen Gestalten der Mädchen, der großen Liebenden, wie noch keiner. Sappho, Heloise, Elizabeth Browning — um nur die wichtigsten zu nennen.

Sappho, — die schon die Neuen Gedichte von 1907 beginnt und in dem Fragment „Sappho an Alkinous“ spricht:

„Und was hättest du mir denn zu sagen
und was gehst du meine Seele an,
wenn sich deine Augen niederschlagen
vor dem nahen Nichtgesagten? Mann —
geh und laß mich, daß zu meiner Feier
komme, was du abhältst: alles steht.“

„Das namenlose Leid ihrer Liebe aber ist immer dieses gewesen: daß von ihr verlangt wird, diese Hingabe zu beschränken... Und plötzlich geht durch den hellen Raum dieser Einsicht der Sappho fernste Gestalt, die

die Jahrhunderte nicht fanden, da sie sie im Schicksal suchten.“ Und im ³Gedenken an diese Gestalt steigt dem einsamen Mann das Gefühl und das Verstehen der Antike. Er ergreift einen Apfel. „Wie steht mein Leben herum um diese Frucht, denkt er. Um alles Fertige steigt das Ungetane und steigert sich.“ So ist das Gedächtnis der Antike in unserer noch nicht-geleisteten Kultur, so ist die Größe der Liebenden in unserer noch nicht geleisteten Männerliebe. —

Heloise:

Der Engel ruft dem Manne zu, der mit der großen Liebe beginnen soll und die Frauen zum Tor der Einsamkeit führen:

„Laß ein
die, die ich dir zugewiesen,
daß sie wachsend Heloisen
überstehn und überschrein.“

(1908, N. G., Don Juans Auswahl.)

„Was ist anders der Portugiesin geschehen: als daß sie innen zur Quelle ward? Was dir, Heloise?“ Der Portugiesin, die nicht abließ, „bis ihre Qual umschlug in eine herbe, eisige Herrlichkeit, die nicht mehr zu halten war.“ Und nun hat uns Rilke diese ganze Herrlichkeit geschenkt in seiner Übertragung der Sonette der Elizabeth Browning (1908). Ist nicht auch eine solche Liebende, die noch „die Gesten und das Leichte von Mädchen“ hat, „die sich auf die Liebe freuen“, jene Mutter Haralds, Frau Malcorn: Harald sagt ihr (1902, Die Letzten):

„Wie du gehst! Junge Mädchen gehen so.“

Aber in manche ging die Enttäuschung ein wie Kälte, da wurden „Greisinnen, die verhärtet waren, mit einem Kern von Köstlichkeit in sich, den sie verbargen.“ Da ist die Großmutter Maltes, Frau Margarete Brigge, „eine hochgewachsene, unzugängliche Greisin.. Es wurde erzählt, daß sie als ganz junges Mädchen dem schönen Felix Wichnowski verlobt gewesen sei, der dann so grausam ums Leben kam.“ Liegt nicht schon in dem Leben der beiden alten Damen Rosine und Klothilde (Am Leben hin, 1898) trotz aller Komik dieses Tragische?

Wir erinnern uns bei solchem Frauenschicksal an das Glas, das in die Vitrine fortgestellt wurde, (1907, N. G.), und dann ist da das Bild jener Greisin:

„Einmal aber, bei einem Gelache,
holt sie aus springenden Lidern zwei wache
Blicke und zeigt diese harte Sache,
wie man aus einem geheimen Fache
schöne vererbte Steine nimmt.“

(1908, N. G., Die Greisin.)

Da ist uns das Herbe solcher Leben, die Rilke mit so wissendem Auge ansieht, ganz durchsichtig. Und es ist auch schon angedeutet im Persönlichen, um welche Not der Liebe es sich handelt, fast sprang schon reif das reinliche Problem heraus.

6. Kunst.

Wer kann solche Gestalten schildern? Schon Malte bemerkt, „daß man von einer Frau nichts sagen könne.“ Man erzählt das andere und spart die Frau aus.